

Werner Dopfer

# SEELENSCHERBEN

Wenn die Normalität zerbricht

DROEMER 

Personen- und Ortsnamen sowie Nebenumstände der geschilderten Fälle wurden verfremdet, um die Persönlichkeitsrechte der Beteiligten zu wahren.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer-knaur.de](http://www.droemer-knaur.de)



Deutsche Erstausgabe November 2014  
Droemer Taschenbuch  
Copyright © 2014 für die deutschsprachige Ausgabe  
bei Droemer Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Franz Leipold  
Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München  
Coverabbildung: © plainpicture/Elektrons 08  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30064-0

2 4 5 3 1

# INHALT

Einstimmung .....	9
Der Engel vom Bodensee .....	13
Schändlich .....	39
Aristokratische Schläge .....	63
Brennende Seele .....	85
Eva .....	103
Marokkanische Träume .....	121
Gefangene Sehnsucht .....	139
Quälende Maden .....	159
Fesseln .....	177
Der Marder .....	189
Eine afrikanische Tragödie .....	203
Ausklang .....	229
Dank .....	233
Hinweis .....	235



Wir heilen niemanden. Wir stehen nur daneben  
und feuern sie an, während sie sich selbst heilen.

Erich Fromm, Psychoanalytiker, Philosoph  
und Sozialpsychologe (1900–1980)



# EINSTIMMUNG

Es tut weh, sich der Realität zu stellen ...

Seit mehr als 20 Jahren höre ich Menschen zu. Viele der mir offenbarten Lebensgeschichten weisen starke Ähnlichkeiten auf. Häufig finden wir uns auch selbst, mit all unseren menschlichen Phantasien und individuellen Erlebnissen, in den einzelnen Schicksalen wieder.

Der Grat zwischen der Normalität und dem Abnormen, zwischen Gesundheit und Krankheit, aber auch zwischen Gut und Böse ist ein sehr schmaler. Unser ganzes Leben gehen wir auf diesem Grat. Manchmal verlieren wir jedoch die Balance, drohen zu stürzen oder fallen in den Abgrund und benötigen Hilfe. Jemand, der uns hilft, die Seelenscherben zu sortieren und die Vase der Psyche neu zu gestalten.

Ziel einer Psychotherapie ist es, innere Konflikte zu erkennen und zu durchdringen sowie neue Möglichkeiten zu finden, mit Schicksalen, Problemen und Herausforderungen umzugehen.

Ist die Psychotherapie erfolgreich, befreit sie den Patienten von reflexhaften, automatisierten Verhaltensweisen, quälenden Gedanken und schädlichen wiederkehrenden emotionalen Eruptionen. Sie hilft dabei, sich selbst und die

Welt unverstellt wahrzunehmen, realistisch einzuschätzen und gefährliche Lebensfallen zu beseitigen.

Im Grunde genommen ist Psychotherapie jedoch eine unmögliche Aufgabe, denn sie kann nie perfekt sein.

Viele Menschen, die sich bisher vertrauensvoll an mich gewandt haben, durfte ich auf ihrem persönlichen Lebensweg ein Stück begleiten. Sie zu ermutigen und ihnen mit unterstützenden Fragen und psychologisch hilfreichen Impulsen den Weg der Veränderung zu ermöglichen beziehungsweise zu erleichtern, war und ist mein Ziel.

Einigen konnte ich leider nicht helfen. Entweder war die Dynamik der Erkrankung schon zu weit fortgeschritten oder die Konfrontation mit der Realität war für den Patienten zu schmerzhaft. Mitunter lag es vermutlich auch an ganz profanen und trivialen Gründen: weil es mir als Therapeut mit meinen Fähigkeiten und Methoden nicht gelang.

Eine wesentliche Erkenntnis habe ich in all den Jahren in der Arbeit mit meinen Patienten gewonnen: Der Therapeut ist eine Station im Leben eines hilfesuchenden Menschen und erfüllt vorübergehend eine Rolle – als Ersatzmutter oder Ersatzvater, Ratgeber, Wegweiser, Ermutiger, Unterstützer, Aufklärer, Vertrauter oder aber als nur aufmerksamer Zuhörer. Rollen, die besser jemand anderes zu einem früheren Zeitpunkt hätte erfüllen sollen.

So gesehen sind wir Therapeuten »Katalysatoren für die Seele und Verbündete auf Zeit«.

Unzählige Geschehnisse aus meiner Praxis haben mich inspiriert und tief berührt. Dabei wurde mir immer wieder schmerzhaft bewusst: Unsere Psyche ist nur ein Lufthauch verglichen mit dem Sturm der Realität.



Die Geschichten dieses Buches erzählen von Menschen, die es nicht mehr allein geschafft haben, mit ihren Problemen fertig zu werden, denen es zu viel wurde, deren Seele bereits gebrochen war oder zu brechen drohte und die einen Menschen brauchten, der mit ihnen zusammen versuchte, neue Wege zu entdecken oder gar das Experiment zu wagen, dem Schicksal ein Schnippchen zu schlagen. Im Extremfall war es nötig, gemeinsam mit ihnen die psychischen Scherben zu sortieren und ihnen die Hoffnung zu vermitteln, dass auch zusammengeklebte Gefäße wunderschön aussehen und ausreichend Stabilität für den Rest ihres Lebens besitzen können.

Die geschilderten Krankheitsverläufe sind als typisch zu interpretieren und spiegeln daher – in Auszügen – auch den psychischen Zustand der Gesellschaft wider. Die jeweilige Symptomatik der einzelnen Fälle entspricht der klinischen Realität.

Ich bin in diesen Geschichten persönlich gegenwärtig, versuche nicht, mich hinter der Fassade des distanzierten und abgeklärten Therapeuten zu verstecken. Auch meine Gefühlswelt, die von Ratlosigkeit über Hoffnung bis hin zur Verwunderung reicht, möchte ich nicht verbergen.

Für mich ist mein Beruf nicht nur eine helfende Tätigkeit, sondern eine Berufung. Deshalb ist dieses Buch entstanden. Ich habe mit Seele über die Seele geschrieben.

Werner Dopfer,  
im Sommer 2014



# DER ENGEL VOM BODENSEE

Gib nicht auf. Gemeinhin öffnet erst  
der letzte Schlüssel im Schlüsselbund die Tür.

Paulo Coelho, brasilianischer Schriftsteller (geb. 1947),  
aus: *Die Schriften von Accra*

Alle nannten ihn Joe. Er selbst konnte sich nicht daran erinnern, jemals anders angesprochen worden zu sein. Nur tief verborgen schlummerten in seinem Gedächtnis noch die frühen, zärtlich liebkosenden Worte seiner Mutter Amely, die es genoss, ihn Johnny-Baby zu nennen. Dabei zog sie – ganz Texanerin – die Endungen von Johnny und Baby nahezu endlos in die Länge, so dass es meist wie ein fröhlich klingendes Jiiiiiiii klang.

Eigentlich hieß er Johann und war das einzige Kind eines ehemaligen GSG-9-Kämpfers und einer Amerikanerin. Amely war Ende der 1960er mit ihren Eltern nach Deutschland gekommen, weil ihr Vater, Offizier bei den Marines, versetzt worden war.

Joes Vater Harald lernte sie im Konstanzer Surfclub kennen. Harald imponierte ihr, weil er das Surfen – eine damals in Europa noch wenig bekannte Sportart – nahezu perfekt beherrschte. Er trug sein Haar beruflich bedingt sehr kurz, was zu jener Zeit weder zur Surfergarde noch

zur aufkeimenden Hippiemode passte. Der Kontrast faszinierte sie.

Als er sie auf der Uferpromenade zum Eisessen einlud, legte er den Grundstein für eine harmonische Beziehung, die erst sieben Jahre nach Joes Geburt eine tragische Wendung nehmen sollte.

Johann wurde Joe genannt, weil er sich schon im Kindergarten kaum beeindruckten ließ. Er war wortkarg. Seinen Kameraden schien der Name Johann daher zu lang, zu unpassend. In ihrer kindlich treffsicheren Art nannten sie ihn einfach Joe. Außerdem war allen bekannt, dass seine Mutter Amerikanerin und sein Opa Soldat war. Anfänglich wurde er behutsam »Joe, der Ami«, später dann »Joe, der Harte« gerufen. Ihn selbst störte es in keiner Weise. Eher das Gegenteil war der Fall: Er war stolz darauf.

Klettergerüste konnten für ihn nicht hoch genug sein. Immer wenn es darum ging, sich einer besonderen Anforderung zu stellen, war er der Erste, der sich dazu bereit erklärte. Er suchte das Risiko, das Austesten, die Grenzerfahrungen und war, ohne Diskussion und viele Worte, stets zur Stelle, wenn sich kein anderer traute.

Verstärkt und angefeuert wurde er vom Marine-Opa Jack und seinem GSG-9-Vater, die sich nicht scheuten, jegliche körperliche und psychische Herausforderung mit ihm zu teilen und auszuprobieren. Sie gingen klettern, sie surfen und spielten Eishockey. Im Alter von knapp fünf Jahren wurde er für zwei Monate allein in die USA geschickt, um an einem Trainingslager für American Football teilzunehmen. Des Öfteren zwangen Opa und Vater ihn auch, Kriegsfilme anzuschauen. Um ihn abzuhärten, wie sie meinten.

Seine Mutter Amely konnte sich gegen den Einfluss der beiden Männer nicht ausreichend zur Wehr setzen. Sie pendelte zwischen übermäßiger Bewunderung für ihren Sohn und der großen Sorge, ob das alles der emotionalen Entwicklung von Joe zuträglich war.

Zum Zeitpunkt seines Schuleintritts hatte sich in seinem Umfeld bereits ein ihm vorausseilender Ruf gebildet: Joe haut nichts um, der ist gnadenlos trainiert. Insbesondere unter den Schulkameraden genoss er Respekt und Hochachtung. Den Mädchen war er nicht ganz geheuer, was sich auch später nie ganz ändern sollte.

Zu diesem frühen und noch gänzlich unreflektierten Zeitpunkt in seiner Lebensgeschichte war er beseelt davon, hart sein zu können und hart sein zu müssen. So hatte er es gelernt. So wurde er erzogen. Deshalb wurde er so.

Das Weiche, Verletzliche hatte er bei seinen wichtigsten männlichen Vorbildern nie erlebt. Bis zu seinem 32. Lebensjahr sollte nie eine Träne seine Wangen benetzen.

★

Als er vor mir saß, war trotz seines markanten äußeren Erscheinungsbildes nichts mehr von seiner Härte zu spüren. Joe machte den Anschein eines gebrochenen Menschen, in sich gekehrt, erstarrt. Sein Blick öffnete sich nicht für die Welt, sondern wirkte nach innen gerichtet. Daran konnten auch sein muskulöser Körperbau, die Tätowierung auf dem Unterarm und sein kräftiges, langes, zu einem Zopf geflochtenes Haar nichts ändern. Das Tattoo stellte einen

Footballspieler dar, der sich aus der Umklammerung einer überdimensionalen Schlange befreien will. Der Mund des Spielers war weit aufgerissen, und es schien, als würde die Schlange den Kampf gewinnen.

Als ich ihn auf das Motiv der Tätowierung ansprach, antwortete er mit teilnahmsloser Stimme: »Das Tattoo habe ich mir vor zwei Jahren stechen lassen, als ich die Hoffnung verlor, diesen Kampf gewinnen zu können. So wie der Spieler fühle ich mich. Die Schlange wird gewinnen. Sie wird ihn, sie wird mich zerdrücken.«

Dann begann er, seine Geschichte zu erzählen.

Er brauchte dazu genau fünf Stunden. Diese Zeit benötigte genau genommen nicht er, sondern im Wesentlichen ich. Die Geschehnisse seiner Geschichte waren so unfassbar tragisch, so ergreifend und niederschmetternd, dass es mir immer wieder Tränen in die Augen trieb. Mehrfach musste ich Luft holen, weil mir der Druck zu viel wurde. Damit verzögerte ich eher unbewusst den Erzählprozess, um überhaupt auch nur einen Bruchteil des Gehörten verdauen zu können. Eine Anhäufung von Traumata erzählt zu bekommen ist auch für den routiniertesten Therapeuten eine Belastungsprobe.

Joe jedoch vergoss während der fünf Stunden keine einzige Träne.

\*

Kurz nach seiner Einschulung wurde Joe Kapitän der Eishockeymannschaft. Das Training fand dreimal pro Woche statt. Vater Harald und sein Opa Jack standen an der Bande, wenn sie nicht gerade beruflich im Einsatz waren.

Die GSG-9 war 1977, nach der erfolgreichen Geiselbefreiung von Mogadischu, zur international bekannten Eliteeinheit aufgestiegen, was seinen Vater Harald nicht spannender, sondern eher noch distanzierter werden ließ. Seine Ambition, dem bisherigen Kommandoführer irgendwann nachzufolgen, stachelte ihn zu einem verbissenen Ehrgeiz an.

Die Amerikaner befanden sich im Wettrüstungsstreit mit der damaligen Großmacht Sowjetunion, und Opa Jack entwickelte zunehmend paranoide Feindbilder. All ihre Ängste und Sorgen versteckten die beiden Männer hinter einer Fassade der Coolness.

Als Joe zum absoluten Goalgetter in seiner Eishockeymannschaft avancierte, bekam seine Mutter den ersten epileptischen Anfall. Sie war 28, und es war ein Grandmal-Anfall. Sein Vater war es nicht gewohnt, mit Krankheit oder gar Schwäche umzugehen, und meldete sich freiwillig zu den riskantesten Einsätzen und Manövern.

Die Anfälle der Mutter häuften sich. Keiner konnte sich die Ursache erklären. Opa Jack wurde zunehmend aggressiv. Er konnte es nicht akzeptieren, dass seine Tochter – in dieser so gesunden Familie – eine Krankheit bekam, die auch noch stark genetisch bedingt sein sollte. Das war für ihn ein Makel.

Er schickte Amely zu den besten Neurologen, mobilisierte alle seine militärischen Kontakte und legte eine immense Aktivität an den Tag, nur um seinen Schmerz nicht sichtbar werden zu lassen. Mit seinen kurzgeschorenen Haaren und seiner Uniform erinnerte er den Enkel Joe in dieser Phase an einen Kriegsherrn, der in der Lage ist, die

eigentlich unrettbare Situation doch noch in einen Sieg zu verwandeln. Joe hoffte, dass alles gutgehen würde, zeigte jedoch keine Emotion. Er wollte nicht vor Opa und Vater als Weichling dastehen und biss die Zähne zusammen.

Amely konnte ihren Beruf als Zahnarthelferin nicht mehr ausüben. Die Anfälle blieben. Die zu dieser Zeit verfügbaren Medikamente brachten keine Besserung, außer dass sie Amely stark sedierten. Des Öfteren erlebte Joe seine Mutter als kaum ansprechbar. Mittlerweile trug sie zu ihrem eigenen Schutz eine Art Helm aus Plastik und Gummi. Dieser sollte Verletzungen verhindern, die aus einem möglichen Sturz infolge eines Anfalls resultieren konnten.

\*

Im Alter von siebeneinhalb Jahren fand Joe seine Mutter neben dem Wohnzimmertisch liegend, als er von der Schule nach Hause kam. Sie lag zusammengekrümmt auf der Seite, den Kopfschutz hatte sie nicht mehr auf. Eine schaumige Flüssigkeit klebte an Mund und Wangen, Blut am Kopf.

Seinen Impuls, laut zu schreien, unterdrückte er mit aller Kraft. Er hatte schon öfter Verletzungen gesehen, aber intuitiv spürte er, dass das hier etwas anderes war. Seine Mutter lag so sonderbar verrenkt da und rührte sich auch nicht, als er sie zu schütteln begann. Sie reagierte nicht. Ihr blondes Haar war voller Blut. Sie war tot.

Joe konnte es nicht fassen. Sie musste unglücklich gestürzt sein. Diese Erkenntnis nahm Besitz von ihm, dennoch blickte er wie gelähmt auf seine Mutter.



Das Bild der leblosen Mutter, deren starre offene Augen auf ihn gerichtet waren, prägte sich ihm ein; dabei konnte er nicht ahnen, dass noch unzählige Tote folgen sollten.

Nach dem Schock fingen seine Gedanken an zu rasen. Auch jetzt schrie er nicht, sondern griff zitternd zum Telefon und wählte die Notrufnummer. Er hatte sich im Griff, wie es richtig war, wie es ihm Opa und Vater immer vermittelt hatten. Trotz des überwältigenden Schmerzes fühlte er sich stark.

\*

Auch in der Nacht vor der Beerdigung – er spielte das Be-stattungsszenario gedanklich immer wieder durch – gelang es ihm, die aufkommenden Tränen am Fließen zu hindern, auch wenn seine Augen schon feucht waren.

Zur Beerdigung kamen mehr als 250 Menschen, auch viele Amerikaner. Voller Patriotismus bestand sein Opa Jack darauf, dass Joe eine kleine amerikanische Flagge, zusammengebunden mit einer Rose, in das Grab von Amely werfen sollte, ähnlich wie es der Sohn von John F. Kennedy am Grab seines Vaters tun musste.

Nach der Trauerfeier wurde er von Vater und Opa gelobt. Sie seien stolz auf ihn. Er habe seinen Auftrag tapfer und würdevoll erledigt. Auch jetzt verzichteten sie darauf, den knapp Achtjährigen tröstend in die Arme zu schließen. Über den Tod der Mutter wurde nie wieder gesprochen.

\*